

Kinderliteratur im Gespräch

Auszüge aus dem Gespräch mit
Willi Fähmann (20. November 2000)

Die Veranstaltungsreihe „Kinderliteratur im Gespräch“ wird vom Lesezentrum der Pädagogischen Hochschule Heidelberg mit finanzieller Unterstützung der Stiftung für Bildung und Behindertenförderung e.V. (Stuttgart) geplant und durchgeführt. Sie wurde ins Leben gerufen mit der Intention, durch das Gespräch mit bekannten und wichtigen Autorinnen und Autoren und die unmittelbare Begegnung mit ihren Texten einen über Person und Rolle des ‚Autors‘ vermittelten Zugang zu Fragen der Theorie und Geschichte der Kinder- und Jugendliteratur zu finden.

Zur zehnten Veranstaltung in dieser Reihe war Willi Fähmann eingeladen. Sein jugendliterarisches Erstlingswerk *Das Jahr der Wölfe* (1962) ist bis heute erfolgreich geblieben und begründete seinen auch international anerkannten Rang unter den deutschen Jugendbuch-Autoren. Ein Schwerpunkt seines Werks liegt im Feld der historischen und zeitgeschichtlichen Romane, und hier haben auch autobiographische Elemente ihre Spuren hinterlassen. Das Gespräch nimmt daher vor allem Bezug auf W. Fähmanns große Roman-Zyklen: zum einen auf die ‚Bienmann-Saga‘, deren chronologische Abfolge mit *Der lange Weg des Lukas B.* (1980) beginnt und sich über *Zeit zu hassen, Zeit zu lieben* (1985) und *Das Jahr der Wölfe* (1962) bis zu *Kristina, vergiss nicht* (1974) fortsetzt, zum anderen auf die ‚Fink-Trilogie‘, zu der *Der Mann im Feuer* (1989), *Unter der Asche die Glut* (1997) und *Sie weckten das Morgenrot* (1999) zählen. Hintergrundinformationen lassen sich den beiden ‚Festschriften‘ entnehmen, die zum 60. und zum 70. Geburtstag des Autors im Arena-Verlag erschienen sind: *Lesen ist wie fliegen* (1989) und *Bücher sind wie Flügel* (1999) – beides Titel, die zudem W. Fähmanns Engagement für die schulische und außerschulische Leseförderung würdigen.

Das Gespräch mit Willi Fähmann führten Bernhard Rank und Tatjana Jesch.

B. Rank: Es gibt in einem Buch, das zu W. Fähmanns 70. Geburtstag erschienen ist, ein kurzes Kapitel: „Stichworte nach dem ABC, W. Fähmann zugeworfen“. Das beginnt mit A wie ‚Autorenlesungen‘ und W. Fähmann antwortet dazu kurz und knapp: „Ich besuche sie gern, ich mache sie gern! Goldene Mosaiksteine der Leseförderung!“

Dann beginnen wir diesmal nicht mit A, sondern mit Z. Wenn Sie die von uns erstellte Liste Ihrer bekanntesten Bücher anschauen, Herr Fähmann: Unter dem Buchstaben ‚Z‘ wollen wir von Ihnen einen zusätzlichen Titel genannt bekommen, der Ihnen besonders wichtig wäre.

*W. Fähmann: Nicht so ganz einfach: Es gibt ein Buch von mir, das heißt *Der Esel*, der den König trug. In diesem Buch schildere ich, wie ein Esel Jesus auf dem Weg nach Ägypten folgt, ihn aber später verlässt und ins Bergland zu den anderen wilden Eseln zurückkehrt und seinen Gefährten die ägyptischen Geschichten erzählt. Der Satz, der mich oft beschäftigt, lautet: „Es tat ihm leid, dass er seine Tage mit Geschichten verbracht hatte und nicht den Spuren des Königs gefolgt war.“*

*B. Rank: Nun zu A, diesmal wie ‚authentisch‘. Ich habe dieses Stichwort aus einer Rezension, die Gerhard Haas zu *Unter der Asche die Glut* geschrieben hat. Es heißt dort: „Ein Roman, von dem Autor, der wie kaum ein zweiter seit mehr als 30 Jahren detailgenau, authentisch und spannend jungen und erwachsenen Lesern wichtige Phasen der deutschen Zeitgeschichte vor Augen stellt.“ Fühlen Sie sich richtig charakterisiert durch ‚authentisch‘?*

W. Fähmann: Wenn ich überhaupt in einem Punkt Akribie entwickle, dann ist es, den Fakten, den Zeiten nachzuspüren. Ich bin immer sehr ärgerlich auf mich, wenn mir jemand nachweist, dass etwas von diesen Fakten, den historisch überprüfbaren Dingen, nicht stimmt.

Das Zweite ist: Vielleicht kann man unter ‚authentisch‘ auch verstehen, dass ich nicht irgendwelche Personen ins Nirgendwo stelle, sondern dass ich das soziale Feld dieser Menschen, die in meinen Romanen eine Rolle spielen, sehr intensiv erforsche. Und warum? Damit man verstehen kann, warum Menschen so handeln, wie sie handeln. Das ist nur zu verstehen, wenn das Umfeld bekannt ist und vermittelt werden kann. Nur wenn der Leser weiß, was Menschen glauben, in welchen wirtschaftlichen Verhältnissen sie leben, wie die Zeit aussieht usw., wird man Menschen besser verstehen.

Ein Drittes, auch vielleicht ‚Authentisches‘: Es sind viele Geschichten von mir selber in meinen Büchern. Welche das sind, das weiß nur meine Frau, weil wir uns kennen, seit ich 17 Jahre alt war. Die weiß also, was bei Fähmanns passiert ist, und sie hört die persönlichen Geschichten schnell heraus.

B. Rank: Man kann also sehr wohl authentisch schreiben ohne autobiographisch zu schreiben – oder?

W. Fähmann: Eine Autobiographie zu schreiben, das wäre überhaupt nicht mein Ding. Nirgendwo wird mehr gelogen als in Autobiographien. Wer stellt sich auch schon dar als einer, der auch Macken hat? Aber es gibt viele authentische Szenen. Ich will einmal eine nennen. Als ich Zeit zu hassen, Zeit zu lieben schrieb, da stand mir lebhaft vor Augen, dass ich als Dreizehnjähriger von meiner Mutter aus den Bombennächten Duisburgs in ein ruhiges Dorf ins Lipperland gebracht wurde. Ich kam aus einer Realschule, und weil es in Detmold keine Realschule gab, musste ich in ein Aufbaugymnasium. Ich saß in tausend Nöten. Nicht nur, dass ich in der Pubertät war und mein Vater fern und der Krieg verloren zu gehen schien. Das alles bedrückte mich damals sehr.

Auch die Schule: Das Hauptfach bei den Nationalsozialisten war der Sport. Ich hatte aber vorher noch nie eine Turnhalle von innen gesehen. Ich hing also am Reck wie eine reife Pflaume – ich mit meinen langen Extremitäten und ohne starke Muskelbildung – und drohte jeden Augenblick herunterzufallen. Wenn die Seile von den Decken gelassen wurden, brach mir der Angstschweiß aus. Es kamen viele bis nach oben. Aber bei mir lachten die Mitschüler und das hat mich sehr gekränkt. Das Allerschlimmste war die zweite Stunde im Sport. Da wurden Spiele gespielt. Wir, die ‚Knaben‘, mussten antreten. Wir standen in einer langen Reihe der Größe nach geordnet. Es wurden beispielsweise für das Basketballspiel die beiden besten Spieler herausgesucht und die mussten dann per Zuruf immer diejenigen auswählen, die in ihrer Mannschaft spielen sollten. Ich war immer der Letzte, den niemand wollte. Nun weiß ich, dass der Lehrerberuf ein so schwieriger Beruf ist und dass man unmöglich alles bedenken kann. Dieser Lehrer hat nicht bedacht, wie es mir zumute war; denn ich war immer der Zweitletzte und ein Pubertierender kann schon gar nicht vertragen, wenn ihm jede Woche bestätigt wird: Wir wollen dich eigentlich gar nicht. Das habe ich in diesem Roman verschlüsselt wiedergegeben. Ich wette, dass die Sportlehrer, die das lesen, nie mehr ein solches Verfahren wählen werden.

B. Rank: Sie bestimmen ‚authentisch‘ demnach vom Stoff her: Authentisch schreiben heißt ‚genau schreiben‘. Könnte man es auch vom Autor her definieren? ‚Authentisch‘ wäre also jemand, der schreibt, wie er ist, wie er denkt, wie er wertet?

W. Fähmann: Da bin ich vorsichtiger. Natürlich bin ich es, der schreibt, und ich schreibe auch auf meine Weise und die Experten haben ja auseinandergetüftelt, dass es z. B. in meinen Romanen viele Rückblenden gibt, dass ich einen behäbigen Erzählstil praktiziere usw., usw. Was aber den Autor selbst und seine Überzeugungen betrifft, werde ich mich hüten, meine Meinungen in einem rosigen Licht dastehen zu lassen.

Es ist für diejenigen, die meine Bücher lesen, kein Geheimnis, dass ich versuche als Christ zu leben. Aber ich würde den Deibel tun und christliche Helden aufbauen, sondern ich würde die christlichen Wahrheiten, wenn sie denn schon gesprochen werden, durch gebrochene Figuren wiedergeben. Sie wissen es und ich weiß es: Das Gute und Böse lebt nicht rein in bestimmten Personen, sondern es lebt in jedem von uns. Die christlichen Wahrheiten, das weiß man seit

Graham Greene, werden auch durch schmutzige Hände weitergegeben. Ich meine, das müsste auch in den Gestalten deutlich werden. Das ist die eine Seite.

Ich würde mir zudem stets verbieten, andere politische oder weltanschauliche Meinungen in einem negativen Licht darzustellen, sondern ich würde sie immer verständlich machen wollen eben aus dem Umfeld und aus dem Denken der betreffenden Person. Das scheint mir fair zu sein. Ich will ja keine Apologetik schreiben, sondern ich will menschliche Schicksale schildern.

B. Rank: Ja, das nächste Stichwort geht von G aus und es kommt im Singular und im Plural vor: zuerst der Plural: ‚Geschichten‘, dann der Singular: ‚Geschichte‘. Uns interessiert natürlich auch der Zusammenhang zwischen den Geschichten, die Sie schreiben und der Geschichte, die Sie darstellen: in ihrer Entwicklung, in einzelnen Stationen.

W. Fährmann: Wissen Sie, Geschichte kann stinklangweilig werden, wenn sie einerseits aus den Geschichtsbüchern, aus den Lehrbüchern und andererseits vielleicht von einem staubtrockenen Geschichtslehrer vermittelt wird. Mit anderen Worten: Was manchen Lehrern gelingt, nämlich dem Skelett der geschichtlichen Fakten Leben einzuhauchen, das könnte Geschichte wieder zu dem machen, was sie einmal war, nämlich das Lieblingsfach der Schüler.

Viele haben in den 68er und späteren Jahren die These aufgestellt: Geschichte ist etwas, was man an Quellen erforschen muss. Nun mag das in der Oberstufe des Gymnasiums vielleicht zutreffen, aber für die Mittel- und Unterschüler trifft es überhaupt nicht zu. Wenn man dann fragt: „Was ist denn an den Quellen so Besonderes?“, erhält man zur Antwort: „Mit der Lehrerzählung kann man manipulieren.“ Kann man das mit den Quellen nicht? Die Quellen in den Geschichtsbüchern sind schon manipuliert in ihrer Auswahl und in ihrer Übersetzung. Es ist immer der, der hinter dem Medium steht, der manipuliert, und nicht das Medium an sich. Und deshalb denke ich, man könnte der Geschichte Lebendigkeit verleihen, wenn man sie in Geschichten, das heißt: ausgehend von den Erfahrungen der Menschen, darstellt.

B. Rank: Also ‚Geschichtsschreibung von unten‘?

W. Fährmann: Ein wichtiges Stichwort, ja! Ich bin in einer Familie groß geworden, in der man nur Weihnachts- und Osterkarten schrieb, und ich bin in einem ganz popligen Vorort von Duisburg aufgewachsen. Wir hatten eine Zweizimmerwohnung, Küche und Schlafzimmer. Ich war ein Einzelkind und insofern gab es keine räumlichen Bedrängnisse.

Ich weiß, wie die Geschichte ‚unten‘ aussah, da brauche ich nicht zu forschen. Ich brauche nur in der Erinnerung den Geruch der Waschtage einzuatmen, wenn meine Mutter in der Waschküche stand. Sie wissen vielleicht gar nicht mehr, was das ist. Aber erkundigen Sie sich mal bei Ihren Großeltern, was das für ein Horrortag der Frauen war. Ich weiß, was es bedeutet, dass Geschichte auf den kleinen Leuten lasten kann und was sie darüber denken und sagen. Vielleicht kann man das als ‚Geschichte von unten‘ bezeichnen.

B. Rank: Ich springe zum R, und da gibt es mehrere Stichworte. Ich beginne mit ‚Raum‘ und erläutere das, was ich wissen möchte, durch ein Zitat: „Seine Geschichten sind nicht in jede beliebige bundesdeutsche Klein- oder Großstadt zu übertragen.“

W. Fährmann: Einiges, hoffe ich, ist exemplarisch. Zunächst ist es richtig: Meine Geschichten spielen, wie Gundel Mattenklopp es mal gesagt hat, nicht im Irgendwo oder im Nirgendwo. Das heißt, sie sind festzumachen an bestimmten Orten und in bestimmten Bevölkerungsschichten. Das bedeutet aber keineswegs, dass sie nicht Exempel sind für andere Räume und andere Wohnorte.

Ich denke, das, was manche diskriminierend mit ‚Heimat‘ bezeichnen, hat bei den Menschen eine große Bedeutung, und deshalb versuche ich immer, ganz genau jenen Lebensraum zu beschreiben, in dem diese Menschen groß werden. Das gilt sogar für ein Buch wie *Der überaus starke Willibald*. Da erkennt man zwar nicht die Stadt; aber das Haus, in dem die Mäuse leben, das kennt man hinterher ganz genau.

Heimat hat für mich eine große Bedeutung, weil ich den Ort, aus dem ich komme, und auch die Stadt Xanten, in der ich seit 33 Jahren wohne, außerordentlich schätze. Der Ort inspiriert mich durch seine Gerüche, durch sein Aussehen, durch den Niederrhein, durch die vielen

Grautöne, die die Maler vieler Zeiten angezogen haben. Das alles ist für mich wichtig, ich muss es riechen, sehen, hören, schmecken. Dann kann ich auch schreiben.

B. Rank: Zum R gehört auch ‚Rom‘, und es hat einen bestimmten Grund, warum ich auf Rom zu sprechen komme: weil die Romfahrt katholischer Jugendgruppen von ihnen zwei Mal literarisch bearbeitet wurde, zum ersten Mal im Jahre 1956 in dem Buch Graue Kraniche, Kurs Süd (in der späteren Auflage: Romfahrt in gefährlicher Zeit) und dann 40 Jahre später, 1997: Unter der Asche die Glut: Auf 150 Seiten – das ist fast ein Roman im Roman – wird genau diese Romfahrt nochmals geschildert. Diesmal ist Christian Fink derjenige, der sich zu Fuß nach Rom aufmacht, um an besagtem Treffen in Rom teilzunehmen, was ja dazu führt, dass sein Entschluss auszuwandern reift und dann in Sie weckten das Morgenrot auch vollzogen wird. Wie sehen Sie diese beiden Schilderungen der Romfahrt im Vergleich? Was war der Anlass 1956, was hat sich verändert in den 40 Jahren, wenn Sie versuchen, Ihre Überlegungen beim Schreiben zu rekonstruieren?

W. Fähmann: Ich habe zu diesem Buch einmal auf eine Frage hin die Bemerkung gemacht: „1956, also früher, hoffte ich mit meinen Büchern die Welt zu verändern, heute bin ich froh, wenn ein paar Menschen nachdenklich werden und über das eine und andere nachdenken“. Das erste Buch war eines mit tausend Fehlern. Die Zeit: 1956! Was gab es denn da an nennenswerter Kinder- und Jugendliteratur, die auch Poesie war? Ja, es gab natürlich *Gullivers Reisen*, *Onkel Toms Hütte*, *Robinson Crusoe* z. B. Aber das waren ja an Erwachsene adressierte Bücher. Sie wurden bestenfalls für Jugendliche und Kinder bearbeitet.

Und dann zwei, die mir einfallen, von denen man sicher sagen konnte, dass sie in jener Zeit Dichter auch für Jugendliche gewesen sind. Der eine war Erich Kästner, wobei man sofort wieder relativieren und sagen muss: Er hat Kinderbücher in der Nazi-Zeit geschrieben, vor allem deshalb, weil er in der Erwachsenenliteratur, in der Belletristik, unter Druck stand. Der zweite, leider zu Unrecht vergessen, ein gewisser Svensson, der die *Nonni-Bücher* geschrieben hat, jene Island-Bücher: Poesie für Kinder. Aber dann, ja, dann sind Sie ganz schnell verlassen. Erst in den 50er-Jahren da geht's los mit Otfried Preußler und vielen andern Namen, z. B. Ursula Wölfel und James Krüss, die dann Literatur, Poesie für Kinder schrieben. Etwas ganz Neues.

Konfrontiert mit dem Buch *Graue Kraniche, Kurs Süd* kann ich nur eine Anekdote erzählen: Ein junger Verleger nimmt mein Manuskript an. Er druckt 3.000 Exemplare in Duisburg-Ruhrort, 1.500 hatte er schnell verkauft, weil es auf dem damaligen Level vielleicht nicht gerade die unterste Schublade war. Die anderen 1.500 lagerten noch in seinem Keller. Dann kam ein gnädiges Rheinhochwasser und hat sie unter Wasser gesetzt. Damals war ich sauer, heute bin ich heilfroh, denn Herr Rank ist zum Glück seit Jahren einer der wenigen, die das wieder ausgegraben haben.

Ich halte es nicht für ein gutes Buch. Das Motiv mag ein edles gewesen sein. Ich wollte von Wanderjugendgruppen schreiben, die in der Nazi-Zeit nicht ihren Nacken gebeugt hatten. Weil das ein ernsthaftes Thema ist und ich es damals ‚versiebt‘ habe, habe ich mich verpflichtet gefühlt, es noch mal aufzugreifen, nun aber mit umfänglichen Zeit- und personalen Studien über Leute, die in ähnlichen Gruppen gewesen sind. Ich hoffe auch, ich bin literarisch etwas besser geworden seit 1956. Ich weiß es nicht genau, aber ich nehme es einmal an. Die Buchkritik ist leider kein zuverlässiger Indikator; wie hätte sonst *Graue Kraniche*, mein erstes Buch zu diesem Thema, so hoch gelobt werden können?

T. Jesch: Zu T wie ‚Themen‘. Ein Thema kommt in Ihren Erzählungen und Romanen immer wieder vor, das Thema des Generationenverhältnisses. In Ihrer Bienmann-Quadrologie, die sich zu einer Familiensaga zusammenfügt, ist das Verhältnis verschiedener Generationen zueinander gestaltet und nicht zuletzt das Verhältnis der Söhne zu den Vätern. Uns interessiert, ob in Ihren Geschichten der Prozess der Mannwerdung eher eine Entfernung des Sohns vom Vater oder eher eine Annäherung zwischen Sohn und Vater mit sich bringt.

W. Fähmann: Ich glaube, es ist beides. Zunächst eine radikale Trennung von den Vätern, von den Eltern, um jetzt auch einmal für die Frauen zu reden. Irgendwo habe ich einmal gelesen: Ein Mensch wird erst Mensch, wenn er seinen Vater tötet. Das heißt also: Es kommt zu Konflikten, wenn sich jemand darauf besinnt, dass er eine eigene Person ist, mit eigener Verant-

wortung, nicht mehr nur Kind von Eltern, sondern auch eine selbstständige Persönlichkeit. Die meisten von Ihnen werden wissen, wie schwierig dieser Prozess ist.

Was Väter und Söhne betrifft, so ist dieses Thema in *Lukas B.* und in *Der Mann im Feuer* zugespitzt dargestellt. In mehreren meiner Bücher habe ich sehr oft auch das Verhältnis zwischen Jugendlichen und Großeltern thematisiert. Das ist von eigenen Erfahrungen gespeist. Ich hatte eine tolle Oma. Die konnte Geschichten erfinden und erzählen, dass die Schwarte krachte. Durch sie habe ich gemerkt, dass Literatur etwas unendlich Schönes sein kann. Ich habe gerade unter den Großmüttern phantastische Frauen kennengelernt, die nicht plakativ, aber im Verborgenen eine große Kraft ausstrahlten. Meine Oma hatte fünf Kinder. Das waren für eine katholische Familie damals sehr wenige. Wie die sich durchs Leben geschlagen hat, das ist bewundernswert. Außerdem war sie auch noch Erfinderin und hat tolle Sachen erfunden. Aber das ist ein anderes Thema.

Das Miteinander von Generationen in meinen Büchern ist auch gespeist von autobiographischen Erfahrungen. Mein Sohn Thomas hat an der Pädagogischen Hochschule Münster studiert, Kunst und Theologie, und als er dann ein gutes erstes Examen gemacht hat, kommt er und sagt: „Ich habe Probleme mit der Religion, ich kann nicht unterrichten, was ich nicht mehr richtig glaube.“ Das war natürlich keine Sternstunde in unserem Haus, wie Sie sich vielleicht vorstellen können. Wir haben ein nach wie vor gutes Verhältnis, aber es sind doch Narben geblieben. Irgendwann hat er mir mal gesagt: „Mensch, Vater, könnt ihr euch denn nicht damit abfinden, dass ich schon 15 Jahre mit ein und derselben Frau lebe ohne verheiratet zu sein!?“ Ich sagte, wir würden uns wohl nicht damit abfinden und er müsse damit fertig werden, dass wir das nicht richtig finden. In vielen Familien herrscht ein Wischi-Waschi der Gleichgültigkeit. Wir dagegen wissen, was wir voneinander zu halten haben und respektieren uns.

T. Jesch: Dieses Spannungsverhältnis ist mir auch in Lukas B. aufgefallen: Einerseits scheint es Thema und Handlungsziel zu sein, Identität und eigene Wertsetzung der Heranwachsenden anzuerkennen. Andererseits werden Werte von Generation zu Generation tradiert, ohne dass sie hinterfragt oder problematisiert werden. Gerade die religiöse Lebenspraxis wäre hier zu nennen, die in sämtlichen Generationen geübt wird und allen offensichtlich ein Gefühl der Sicherheit vermittelt.

W. Fährmann: Sie müssen immer dazu sagen: *Lukas B.* spielt 1870. Damals hatten wir eine einigermaßen geschlossene Gesellschaft. Da war Religion kein Problem, sondern wurde von Kindern und Jugendlichen übernommen. Allerdings werden Sie sehen, dass in *Lukas B.* die wesentlichen religiösen Aussagen nicht etwa von irgendwelchen strahlenden Heiligen gemacht werden, sondern ein versoffener Segelmacher auf dem Schiff, eigentlich eine kaputte Person, die gibt die religiösen Wahrheiten weiter. Es ist früher nicht so ein großes Problem gewesen, es konnten die Generationen relativ leicht in die Fußstapfen der Eltern treten. Diese Zeiten sind endgültig vorbei, das geht in einer sich schnell wandelnden Welt nicht mehr! Und das schmerzt viele.

T. Jesch: Dies leitet über zu einer anderen Frage: Worin sehen Sie über die Jahrhunderte eine Kontinuität im Verhältnis der Generationen zueinander, wo sehen Sie auch Veränderungen? Meinen Sie, dass sich heute jugendliche Leser von Lukas B. im Konflikt zwischen Karl und Friedrich Bienmann wiederfinden?

W. Fährmann: Ich komme in viele Buchhandlungen und sehe wiederholt, dass dort eine Familie über Generationen mit großem Engagement eine Buchhandlung aufgebaut hat. Mir steht eine solche Familie vor Augen. Vier Kinder, und keines dieser Kinder will diese Buchhandlung weiterführen, obwohl das Lebensblut der Eltern darin steckt. Es ist auch heute noch dieses Generationenproblem vorhanden, wenn die Eltern erzwingen wollen, dass das, was sie als Lebenswerk aufgebaut haben, von den Kindern weitergeführt wird. Und das ist bei Friedrich Bienmann auch so. Ganz rigide fordert er von seinem Sohn ein, dass er seine Zimmerei übernehmen soll, und daran zerbricht letzten Endes der Sohn. Er geht dem Vater aus dem Weg und wandert nach Amerika aus. Und als es dort eine Möglichkeit gibt, den Vater wiederzusehen, reißt er wieder aus, weil er vor diesem starken Vater vielleicht nicht bestehen kann.

Wie ist das heute? Ich glaube, heute sind die Freiheiten erheblich größer. Die Lebensentscheidungen hängen weniger davon ab, was die Eltern sich vorstellen, sondern es hängt erheblich

mehr davon ab, was die Jugendlichen selbst sich vorstellen und was die Umwelt hergibt. Dennoch: Generationenkonflikte sind nicht zeitgebunden.

T. Jesch: Werden Konflikte anders ausgetragen als früher, haben sie eine andere Dramatik?

W. Fährmann: Ich bin mir ganz sicher, dass die Konflikte heute viel dramatischer ausgetragen werden. Allerdings mit einer Tendenz hin zur ‚Wurstigkeit‘. Man sagt einfach „Na ja, wir wollen dieses Thema ganz aussparen aus unseren Familiendiskussionen.“ Wenn Sie jetzt zum Beispiel hören, dass die Familienministerin eine Verordnung erwägt, dass schon die Fünfzehnjährigen ohne Begleitung bis 11 Uhr abends die Disco besuchen können, dann sträubt sich mein Gefieder. Dass es Jugendliche gibt, die das wollen, das ist mir völlig klar – aber das sich ‚Lieb-Kind-Machen‘ von Politikern fällt den Familien in den Rücken, die sich um Erziehung bemühen und meinen, Disco wäre doch vielleicht etwas, was man sich noch etwas aussparen sollte, zumindest zu dieser nachtschlafenden Zeit. Es ist schon so, dass die Konflikte anders, auch heftiger geworden sind. Ich glaube, es gibt viele unglückliche Eltern, die dann z. T. auch ihre Kinder unglücklich machen, besonders wenn diese ein eigenes Lebenskonzept entwickeln wollen. Wenn es den Eltern eh egal ist, dann geht’s eigentlich ganz behäbig und lauwarm zu in den Familien. Aber manchen ist es nicht egal. Ich rate den Eltern immer: Die Freiheit der Jugendlichen muss wachsen von Jahr zu Jahr, muss respektiert werden, selbst wenn die Eltern sehen, wie die Jugendlichen ihrer Meinung nach in die Irre laufen. Was bleibt übrig? Die Haustür offen halten und beten, das ist schließlich alles, was die Eltern dann tun können.

T. Jesch: Der Vater-Sohn-Konflikt in Lukas B. ist ja gleichzeitig noch ein anderer Konflikt, nämlich zwischen Handwerkertum und Künstlertum, zwischen zwei Sphären also, die zumindest dem Vater zunächst unvereinbar scheinen. Welche Rolle spielt in Ihren Geschichten die Ausbildung körperlicher und praktischer Fähigkeiten für die Persönlichkeitsentwicklung?

W. Fährmann: Sie werden bei mir in den Romanen viele Vorstellungen von den Leuten bekommen, die z.B. als Maurer oder Zimmerleute arbeiten. Ich investiere ganz viel Kraft, dass das authentisch ist und genau beschrieben wird. Einer hat mal geschrieben: „Der Fährmann war mal 4 1/2 Jahre Maurer. Das merkt man, seine Geschichten sind aufeinandergesetzt wie die Ziegelsteine eines Mauerwerks mit großer Sorgfalt.“ Über dieses Bild habe ich mich gefreut.

Es ist schon so, dass ich Menschen schätze, die Schwielen an den Händen haben. Aber es gibt auch andere Menschen. Ich will Ihnen das in einer Anekdote klarmachen. Als ich mein erstes Buch zu Hause ablieferte, da waren meine Mutter und mein Vater außerordentlich erstaunt und auch ein bisschen skeptisch. Dann sagte mein Vater voller Stolz „Künstlerblut, das kommt aus unserer Familie!“, worauf meine Mutter antwortete: „Ich weiß Bescheid, lauter verkrachte Existenzen!“. Das war so die Quintessenz der Leute, die von ihrer Handarbeit lebten: Schriftsteller sein, das ist ein unsicheres Plateau, und da muss man vorsichtig sein! Ich wurde vor Jahrzehnten noch öfter von Schülern gefragt: „Haben Sie auch einen anständigen Beruf?“, wenn ich sagte: „Ich schreibe.“ ‚Schriftsteller‘: das war ihnen dubios. Ich konnte dann zum Glück ja auch einen anständigen Beruf als Lehrer vorweisen.

T. Jesch: Wenn Sie mit der Beschreibung einverstanden sind, dass Sie ihre Geschichten ‚mauern‘ und ‚verfugen‘, dann deutet das darauf hin, dass Sie eine Verbindung zwischen Handwerk und künstlerischer Betätigung sehen. Worin besteht möglicherweise eine solche Verbindung?

W. Fährmann: Solche Verbindungen gibt es im Handwerk oft. Wenn mein Großvater einmal in Ostpreußen einen Kirchturm aus Holz gebaut hat, der 26 m hoch war, dann müssen Sie sich das so vorstellen: Auf einem Schnürboden – das war so ein Bretterboden, auf Pflöcken aufgestellt - wurden die Balken gesägt und geschlagen. Schließlich lagen die Balken alle abseits des Schnürbodens und waren, wenn alles passte, nummeriert. Und dann kam das große Puzzle-Spiel, dann wurden sie zusammengesetzt, dann war Richtfest! Das war etwas Anderes als heute. Dann wurde der Lehrling nach oben auf den Turm aufgeschickt. Der Lehrling ließ von oben ein Lot herunter. Der Turm war nur 3 cm aus dem Lot. Handwerk und Kunst, diese Ebenen berühren sich, und man kann das nicht voneinander trennen.

T. Jesch: Es fällt auch auf, dass zwischen Friedrich Bienmann und Karl Bienmann im Kunstverständnis kein Unterschied besteht, dass also Friedrich die Bilder von Karl ohne alle Probleme versteht und für gut befindet.

W. Fährmann: Richtig, aber das war ja nicht der Konflikt. Die Sorge des alten Meisters war: Was wird aus meinem Betrieb? Und dann hinterher doch nicht die völlige Resignation, als auch Lukas, sein Enkel, den Betrieb nicht will. Da gewinnt Friedrich eine Einsicht, die Fährmann'sche Einsicht, im Hinblick auf meinen Sohn: Man kann einen Menschen nicht wie einen Pfeil auf den Bogen legen und in ein bestimmtes Ziel hineinschießen. Das geht nicht! Ein Mensch ist ein Mensch und kein Pfeil. Das müssen Eltern respektieren.

B. Rank: Vielleicht noch eine kurze Nachfrage zu den ‚Themen‘. Es ist aufgefallen, dass es in Ihrem Werk aktuelle Trend-Themen so gut wie gar nicht gibt. Sie haben ja die 60er Jahre, die 70er Jahre, die 80er Jahre, die jeweils ihre kinderliterarischen Trends hatten, als Autor und als Teilnehmer von Tagungen miterlebt, haben die Diskussionen verfolgt, haben z. B. auch zugestimmt, als jemand meinte, man könne keine Legenden schreiben. Oder muss man genauer lesen, um das herauszufinden, was in die 70er Jahre passt und in die 80er Jahre? Das Thema Familie gehört natürlich zu den Trend-Themen, aber die Art und Weise, in der Sie es darstellen, ist sehr deutlich vom traditionellen Familienbild bestimmt. Und man findet auch, wenn man Literaturverzeichnisse zum Thema ‚Familie in der modernen Kinder- und Jugendliteratur‘ durchblättert, ganz selten ein Buch von Ihnen darunter.

W. Fährmann: Man muss vielleicht zweimal lesen, dann wird man sehen, dass es in meinen Familien auch viele Brüche gibt. In *Kristina vergiss nicht* z. B. ist der Vater ja vier Jahre vor Frau und Tochter und Sohn in die Bundesrepublik ausgesiedelt. Diese Familie wird durchaus mit all ihren Brüchen gezeigt. Es gibt auch andere Brüche, aber insgesamt ist richtig, dass ich Bücher z. T. in einer Zeit ansiedle, in der die Familie noch eine sehr große Bedeutung hatte, mehr als heute. Das muss man dann auch darstellen.

Aber ich will nochmals zu den zeitgebundenen Themen kommen. Lion Feuchtwanger sagt einmal an einer Stelle: „Ein Gebirge kann man nur beschreiben, wenn man Abstand hat.“ Das Gebirge können Sie nicht beschreiben, wenn Sie mitten drin stehen. Ich liebe es nicht, wenn man den aktuellen Themen nachrennt. Was meinen Sie, was jetzt nach Harry Potter auf dem jugendliterarischen Markt los sein wird? Es wird viele Epigonen geben, die sich an Harrys Zauberbesen klammern und sagen: „Das kann ich auch so ähnlich.“ Das ist nicht mein Fall.

Auch die ‚Augenblickssprache‘ nicht. Ich will nichts diskriminieren. Es gibt Kirsten Boie, die oft eine bewundernswerte Art hat, die Zeitsprache einzufangen und auch in literarisch gekonnten Beispielen vorstellt. Aber das ist nicht mein Fall. Ich denke immer: Wer den Zeitgeist heiratet, der muss sich nicht wundern, wenn er schnell Witwer wird. Und ich möchte schon über Zeiten schreiben, die man besser überschauen kann. Es gibt in jedem Menschenleben auch vieler Generationen Vergleichbares. Was ich z. B.: in *Es geschah im Nachbarhaus* beschrieben habe, das könnte ja morgen in einem etwas anderen Umfeld wieder passieren. Der Hessische Rundfunk schrieb einmal, es sei das Musterbeispiel dafür, wie die Verfolgung einer Minderheit wächst und überhand nimmt. Ich schreibe nicht zunächst der historischen Begebenheiten wegen, sondern wegen der Menschenschicksale. Wie ist es denn mit dem Konflikt zwischen Vater und überhaupt zwischen Eltern und Kindern?

Übrigens, dass die Frauen in solchen Fällen bei mir oft besser wegkommen, das liegt auch an meiner Familienerfahrung. Meine Frau war viel geduldiger mit den Kindern und auch viel weniger dramatisch als ich. Ich habe schon manchmal den Weltuntergang gesehen, dann sah sie bloß das Abendrot.

Trends? Ich will einmal auf einen anderen Trend eingehen: Was ist mit den Illustrationen? Sie sehen heute in den Kinder- und Jugendbüchern immer mehr Illustrationen, gekonnt z. T., die sich der Karikatur annähern. Denken Sie doch mal wieder an Harry Potter. Ich mag das nicht so. Ich möchte lieber malerische Elemente in den Illustrationen haben und suche mir dann auch Illustratorinnen und Illustratoren aus, die das können. Erst habe ich gedacht: Dieser Hang zur Karikatur ist eine Mode, die schnell vorübergehen wird. Man muss ja auch fragen: Verstehen Kinder überhaupt Karikaturen? Karikaturen sind doch eine Persiflage auf Wirkliches. Kann man das als Kind verstehen? Deshalb habe ich immer versucht, Illustratoren zu

finden, die eine mehr malerische Art vertreten. Was modisch ist, das würde ich nicht gerne machen.

B. Rank: Und nun zum Roman Sie weckten das Morgenrot.

W. Fährmann: Das *Morgenrot* ist der dritte Band einer Trilogie, aber wie alle meine Bücher innerhalb von Reihen ist es auch ein selbstständiger Roman. 1948 wird in Bogota der liberale Präsidentschaftskandidat Gaitan ermordet. Es beginnt ein Bürgerkrieg, der bis heute andauert und Tausende von Toten gefordert hat. Auch auf das Land schwappt der Guerillakrieg über.

Nun habe ich zwei meiner Personen, den Lorenz Mattler und den Christian Fink, nach Kolumbien auswandern lassen. Das ist nicht fiktiv, sondern erforscht. Zwei junge Männer sind 1936 ausgewandert, vorwiegend aus religiösen und politischen Gründen. Aber eine Auswanderung hat immer ein ganzes Bündel von Gründen. Lorenz wäre gerne Bauer geworden. Er hatte aber keine Möglichkeiten im Paderborner Land, da wo er herkam, weil sein älterer Bruder alles geerbt hatte. Er hatte gehört: 50 Hektar Land bekommt man in Kolumbien als Einwanderer kostenlos. Das hat ihn auch gelockt, also ein ganzes Bündel von Motiven.

Sie wandern aus nach Kolumbien. Die beiden schlittern von einer Pleite in die andere. Sie kaufen eine Finca und dann stellt sich heraus, dass die Verkäufer etwas verkauft haben, was ihnen gar nicht gehörte. Ein Jahr später werden sie mit Waffengewalt von der Finca vertrieben. Später werden sie angeheuert als Verwalter einer größeren Finca. Aber einer der Besitzer dreht durch, als der Zweite Weltkrieg ausbricht. Er kommt kurz vor der Ernte zur Finca und zündet alles an. Ich sage es noch einmal: Das ist nicht erfunden, sondern geht aus Berichten hervor.

Diesen beiden, Christian Fink und Lorenz Mattler, hatten ihre Freundinnen in Deutschland zugesagt: Wir kommen nach und wir wollen heiraten. Anna, ein technisch hochbegabtes Mädchen, will dem Lorenz folgen und die Susanne, Christians Freundin, will Lehrerin werden und kommen, sobald sie das Examen hat. Die Anna kommt gar nicht. Sie ist eine der ersten Frauen, die in der Duisburger Maschinenbauschule studieren kann. Sie sieht in der Nazi-Zeit für sich eine glänzende Karriere. Was soll sie auch auf einer Finca in Kolumbien mit ihrem Können und mit ihrem Gespür für technische Dinge anfangen?

Während der Überfahrt hatte Lorenz schon ein Mädchen kennengelernt, eine Fünfzehn-, Sechzehnjährige, die weiß ganz genau: Diesen Lorenz will ich mal heiraten. Er ahnt nichts. Es gelingt ihr, ihn zu angeln, und das auf eine sehr schöne Weise. Susanne kommt nach. Sie steht kurz vor dem Examen, da wird einem der Professoren in der damaligen Lehrerbildungsanstalt hinterbracht, dass sie in einer Gruppe ist, in der politische Gespräche geführt werden. 1933 wird das Heimtückegesetz verabschiedet. Nach diesem Gesetz darf sich kein Mensch mehr kritisch über den Staat oder seine Exponenten äußern, selbst über die braune Uniform nicht. Tat man es doch, stand man mit einem Bein im Gefängnis. Dass dies in einem Gesprächskreis geschehen ist, in dem das Denken nicht verboten ist, war dem Professor hinterbracht worden. Er stellt Susanne wenige Wochen vor dem Examen vor die Wahl: Entweder Sie verschwinden hier und melden sich ab oder aber ich muss den Brief weitergeben. Was das bedeutet? Geheime Staatspolizei! Und so folgt sie dem Christian eher als vermutet nach Kolumbien.

In Kolumbien haben sich Christian und Lorenz inzwischen eine relative Sicherheit erarbeitet. Lorenz hat eine Finca übernommen, auf der ein anderes Verständnis von Mitverantwortung für die an sich rechtlosen Peones praktiziert wird, und Christian baut sich in einem kleinen Dorf Zug um Zug mit Susanne eine Bleibe auf. Sie haben inzwischen zusammen drei Kinder; Susanne gründet eine Nähstube und eine ‚Primarschule‘. In dem Dorf gibt es die zwei großen Parteien, die Konservativen mit dem Militär und die Liberalen, oder hier schon vielleicht Guerillas, die auf der anderen Seite des Dorfes wohnen. Eine tiefe Schlucht, über die aber eine Brücke führt, trennt den Ort. Und nun bricht dieser Bürgerkrieg aus. Es sollen in Bogota in der ersten Woche nach der Ermordung von Gaitan 2.000 Menschen umgebracht worden sein. Aber dann schwappt der Krieg auch aufs Land über. Man hatte den Finks versichert: Euch passiert nichts, ihr habt so viel tolle Sachen hier gemacht. Von beiden Seiten wurde gesagt, euch passiert nichts. Und dazu lese ich Ihnen nun eine Passage aus dem Roman vor.

W. Fährmann liest aus:

Sie weckten das Morgenrot (Auszüge von S. 371 bis 388).

B. Rank: Was bedeutet es für diese Episode, die Sie gelesen haben, dass Katzmann ein Jude ist?

W. Fähmann: Zunächst einmal: Es gab viele Juden in Bogota und in Kolumbien. Ein Schiff mit 800 jüdischen Emigranten wurde in Südamerika von Land zu Land geschickt und nicht aufgenommen – vor dem Krieg. Und dann hat der Präsident von Kolumbien gesagt: Bei uns ist das möglich. Dann kamen sie dorthin, Es waren z. T. Intellektuelle, z. T. Händler und eigentlich nicht die, die man in Kolumbien gebraucht, gern aufgenommen hätte, etwa Bauern oder Handwerker. Und so hatten manche ein sehr schweres Leben dort. Katzmann, wir haben es gehört, hat sich auch durchgeschlagen. Aber es bedeutet natürlich auch mehr. Wenn Sie sich in diese Geschichte hineinlesen, dann lesen Sie natürlich deutliche Analogien zu dem, der auch umgebracht worden ist für andere! Das war auch eines meiner Motive.

B. Rank: Ich habe nochmals nachgeschaut, wie das Thema ‚Judentum‘ in dem Roman insgesamt behandelt wird. Es gibt ja zwei Erzählebenen. Auf der dominierenden Ebene wird die Handlung erzählt, die in Kolumbien spielt, es gibt aber auch eingeschoben Tagebuchaufzeichnungen, zuerst von Susanne, dann vom Vater. Und diese Tagebuchaufzeichnungen spielen in Deutschland. Es ist von der Handlung her nicht motiviert, warum die Episoden jeweils erzählt werden: sie sind einfach eingeschoben. In diesen ‚Binnenerzählungen‘ gibt es immer wieder einmal Episoden, in denen über das Schicksal der Juden in Deutschland berichtet wird.

Es fällt auf, dass diese Schilderungen im Gegensatz zur Kolumbien-Geschichte zum Teil etwas distanziert klingen. Zum Beispiel die Schilderung der Reichskristallnacht: Darüber wird nicht nur aus zweiter Hand, also im Tagebuch erzählt, sondern sogar aus dritter Hand: Mattler hat das gar nicht selbst erlebt, sondern ein Herbert Kramp erzählt ihm, was er auf der Straße gesehen hat. Mattlers Frau sagt dann: „Mal den Teufel nicht an die Wand, Norbert, morgen sieht alles bestimmt schon ganz anders aus.“ Also sehr distanziert von außen gesehen, und auch vielleicht die Diskussionen in Familien mit eingefangen: „Entwickelt es sich wirklich so gravierend oder geht es wieder vorbei?“

W. Fähmann: Es gab ja viele Vorurteile im Hinblick auf Juden. Was ich zeigen wollte: Auch unter solchen Familien, die dem Hitler-Reich distanziert gegenüberstanden, gab es sehr unterschiedliche Einstellungen zu Juden, oft auch antisemitische. Nur: Immer da, wo diese Familie persönlich einen Juden kannte, wird es auf einmal ganz anders. Der jüdische Arzt z. B., der Hausarzt der Familie, mit dem haben sie Mitleid und erkennen die schreckliche Ungerechtigkeit der Nazis. In der Geschichte mit dem Kanarienvogel, wird das personalisiert: Göbbels hat mal gesagt: „Ja, ja, die haben alle ihren einzelnen Juden, den sie kennen.“ Aber insgesamt glaube ich, traf der Antisemitismus in der Hitler-Zeit auf ein breites Echo in der Bevölkerung.

Es gab – und das wird ja auch in dem Roman geschildert – bedrückende Szenen. Eva Mandelbaumer ist eine Halbjüdin, der Vater ist Jude. Er war ein begeisterter Schwimmer. Später als er dann nicht mehr Wettschwimmer war, ist er jede Woche noch einmal, dienstags, ins Schwimmbad gegangen. Dann eines Tages steht da ein Schild: „Juden ist das Schwimmen in diesem Bad verboten!“. In Paderborn geschehen, also nicht erfunden. Die Kassiererin hat zunächst noch Mitleid mit ihm und sagt: „Dass so was passieren musste!“, oder so ähnlich. Aber dann kommt ein anderer dazu und sofort schwenkt die Kassiererin um in das erwartete Klischee, dass sie jetzt durchaus Verständnis dafür hat, dass Juden nicht mehr baden dürfen usw.

Es gibt eine Fülle von Szenen, in denen man sehen kann, wie heterogen die Einstellungen der Deutschen auch zu den Exzessen im Judenbereich waren. In Paderborn haben Menschenmengen gestanden und haben zugeschaut, schweigend – ungefähr wie in Hoyerswerda –, wie die Fenster eingeworfen werden und die Synagoge in Brand gesteckt wird. Und das, denke ich, darf nicht vergessen werden. Wie in jeder Bevölkerungsgruppe gibt es unterschiedliche Menschen. Auch unter den Juden. Wenn man aber nur die strahlenden Gestalten vorzeigt, entsteht auch ein falsches Bild. Es gilt, genau hinzuschauen und wahrheitsgetreu zu beschreiben.

B. Rank: Eine Frage noch zur Anlage des Buches Sie weckten das Morgenrot insgesamt und zum Motiv der Auswanderung von Christian und Lorenz: Kann man darin nicht auch einen Hinweis auf den Prozess der ‚inneren Emigration‘ sehen? Neben der äußeren Emigration gibt es ja auch eine Form von ‚innerer Emigration‘, wie sie von vielen Christen zur Zeit des Drit-

ten Reiches praktiziert wurde. Nur wenige haben sich im Widerstand engagiert. Könnte man nun sagen: Dadurch, dass Sie diesen dritten Band in einem anderen Land ansiedeln, spiegelt das Buch auch das Motiv der ‚inneren Emigration‘ wider?

W. Fährmann: Die Auswanderer sind ja aus einer ganz bestimmten Jugendgruppe und viele in der Jugendgruppe waren ja in der inneren Emigration. Das taucht in den Tagebuchnotizen auch immer wieder auf. Sie haben sich nicht angeglichen. Diese Art von Jugendgruppen wollten keinen Staatsumsturz, aber sie wollten ihr eigenes freies Leben verteidigen. Das war es. Und das haben sie durchgehalten bis zum Schluss.

Aus der Gruppe der sogenannten ‚Sturmschärler‘ – das waren Wandergruppen in der katholischen Jugend – sind nur ganz, ganz wenige zu Kreuze gekrochen. Unter den etwa 20.000 Jugendlichen, die in ganz Deutschland dieser Gruppe zugehörten, waren es nur wenige, die zu den Nazis übergegangen sind, auch nicht, wenn die HJ ihnen verlockende Positionen angeboten hat. In den ersten Jahren hatte die HJ 2 Millionen neue Mitglieder bekommen. Sie suchten, wie sie sagten, Führungskräfte. Es war ziemlich gleichgültig, woher die kamen. Aber dennoch: Selbst als 1938 endgültig das gesetzliche Verbot dieser Gruppen kam, haben sie sich im Geheimen weiter getroffen, obwohl sie streng beobachtet wurden. Von den 2.000, die nach Rom gefahren waren, waren ja alle Adressen bekannt. Selbst als Soldaten im Krieg hatten sie noch ein Erkennungsmerkmal: Sie haben, wenn sie in eine Einheit kamen, den Anfang eines Wanderliedes gepfiffen. Wenn das einer weiterpfiff, dann wussten sie: Das ist einer von uns und haben dann Kontakte geknüpft.

‚Innere Emigration‘: Natürlich gibt es auch eine Kombination von innerer und äußerer Emigration. Die Tagebucheinträge sind notwendig, um zu zeigen, was in Deutschland passierte, während die Auswanderer in Kolumbien waren. Für die innere Emigration – und ich sage das noch einmal – gibt es ganz viele Beispiele. War meine Mutter auch in der inneren Emigration? Ich glaube nicht so sehr. Aber ihr Mann verdiente wenig, d. h. er verdiente den normalen Lohn eines Handwerkers, 70 Pfennige in der Stunde. Am Freitag gab der Vater meiner Mutter, wie viele Männer damals, die geschlossene Lohntüte. Und sie teilte dann ein.

Meine Eltern waren in keiner Organisation, aber sie waren auch nicht in den Widerstand verwickelt. Eines Tages kam mein Vater zu meiner großen Freude nach Hause und sagte: „Ziska“ – meine Mutter hieß Franziska – „Ziska, ich bin“ – er hatte schon ein Fläschchen Bier zu viel getrunken – „ich bin in den Nationalsozialistischen Kolonialbund eingetreten.“ Das war ein Bund, der die ehemals deutschen Kolonien wieder haben wollte. Ich war hoch entzückt, denn die Männer dieses Bundes trugen Hüte, wenn sie ihre Treffen hatten, solche wie Lettow-Vorbeck, eine hochgeklappte Krempe mit einer Konkarde. Ich sagte gleich: „Kriegst du dann auch so einen Hut?“ „Ha, sicher, krieg ich dann so einen Hut“, sagte mein Vater. Und meine Mutter fragt: „Paul! Wie teuer ist der Monatsbeitrag?“ „30 Pfennige.“ „Bist du verrückt? Gib mir den Ausweis!“ Er hatte einen vorläufigen Ausweis bekommen. Sie lief mit dem Ausweis zu der Verwaltung dieses NS-Kolonialbundes und hat meinen Vater wieder abgemeldet. Das war kein Widerstand, und dennoch war es mutig. Aber immerhin, es ging ihr um 30 Pfennige im Monat.

F1 (= Fragen aus dem Publikum): Mich würde noch mehr aus Ihrer Lebensgeschichte interessieren. Sie haben ja das Buch geschrieben Das Jahr der Wölfe, das auch in Preußen spielt. Wie hängt das mit Ihrer Lebensgeschichte zusammen und wie sind Sie letztendlich zum Schreiben gekommen?

W. Fährmann: Mit meiner Lebensgeschichte hängt dieses Buch nicht direkt zusammen. Aber es ist die Geschichte meines Freundes, die er mir in einer langen Berliner Nacht erzählt hat. Ich habe damals überhaupt nicht daran gedacht, dass man über die Flucht aus Ostpreußen ein Buch schreiben könnte. Ich komme nach Hause, erzähle das meiner Frau und die sagt: „Wenn du es nicht aufschreibst, dann ist es in 30 oder in 50 Jahren vergessen.“ Und da fällt der Groschen! Das war die große Wende in meinem schriftstellerischen Tun. Ich weiß nämlich jetzt ganz genau: Ich kann mich nicht an den Schreibtisch setzen und drauflos schreiben.

Es gab noch Hunderttausende von Augen- und Ohrenzeugen. Ich habe eineinhalb Jahre ernsthaft geforscht, habe dreizehn Familien ausfindig gemacht, die alle mit ihren Pferdewagen über das zugefrorene Haff geflohen waren. 1.448 Karteikarten kamen so zusammen, eng be-

kritzelt, und dann fing ich an den Roman zu schreiben. Nach einem halben Jahr war der Rohentwurf fertig und dann wusste ich: Etwas Vergleichbares gab es nicht in der Jugendliteratur. *Das Jahr der Wölfe* war eines der ersten Bücher, das die Pforten in die Erwachsenenliteratur aufgestoßen hat. Ich habe ein weiteres Jahr daran gearbeitet, weil ich wusste, das muss so gut werden, wie du es nur eben kannst. Dann habe ich es an einen großen Verlag geschickt, der meine Kinderbücher schon veröffentlicht hatte. Nach sechs Wochen hatte ich es zu meiner Riesenenttäuschung wieder. Das wollten die nicht drucken, das war denen zu heiß! Das war nicht ‚heile Welt‘, die damals bevorzugt beschrieben wurde. Monate später lernte ich den Verleger des Arena-Verlages kennen. Der beklagte sich über den Mangel an geeigneten Manuskripten. Sein bestverkauftes Buch war damals Berthold Lutz: *Anstandsbuch für Jungen*. Ich sagte zu ihm: „Ich schicke Ihnen das Manuskript.“ Nie mehr ist so schnell aus einem Manuskript ein Buch geworden: *Das Jahr der Wölfe*. Als das ein großer Erfolg wurde, wurde ich mutiger.

F2: Und bei Arena sind Sie geblieben?

W. Fährmann: Ja, bei Arena bin ich geblieben. Aber die personalen Bezüge zwischen Verlag und Autor nehmen ab. Der Autor ist eine Zahl in der Bilanz. Wenn die Bilanz nicht mehr stimmt, wird er ohne Zaudern aus der Autorenliste gestrichen. Das ist heute ein hartes Geschäft. Bei Arena bin ich mit den belletristischen Büchern geblieben. Es gibt für mich auch einige andere Verlage. Die ausgesprochen christliche Literatur ist beim Echter-Verlag erschienen, es gab bei Ravensburger ein Bilderbuch, bei Thienemann die *Deutschen Sagen* und einige Bilderbücher.

Wie kam ich überhaupt zum Schreiben? Wenn man an Zufälle glaubt, war es ein Zufall. Wir sind bei einem großen Pfingsttreffen der Jugendlichen – ich war damals etwa 20 Jahre alt. Da kommt ein Redakteur einer damals großen Wochenzeitschrift auf mich zu, vom *Echo der Zeit*, die später im *Rheinischen Merkur* aufgegangen ist, und sagt: „Ich soll einen Bericht über dieses Treffen schreiben. Ich habe keine Lust, die Pfingsttage hier zu verbringen. Wollen Sie das nicht für mich tun?“ „Wie kommen Sie auf mich?“ „Ja“, sagte er, „ich habe gehört, Sie haben schon mal Berichte in ihrem Rundbrief geschrieben.“ Das war so eine Art Schülerzeitung. Ich habe zugesagt und schlecht geschlafen. Dann habe ich den Bericht geschrieben und habe dazu bemerkt: „Sie können aber alles verändern ohne mich zu fragen.“ So unsicher war ich.

Eine Woche später gab es eine große Überraschung: Einschließlich der Überschrift war mein Bericht genau so in dieser Wochenzeitschrift abgedruckt worden, wie ich ihn verfasst hatte. Vierzehn Tage später ein Wunder: Der Chefredakteur schreibt mir einen langen Brief, er analysiert den Bericht und seine Schlusssätze waren: „Das ist ein neuer Ton. Wenn Sie es wollen, können Sie für uns weiterschreiben.“ Lob macht stark! Durch dieses Lob wurde ich stärker und stärker und habe geschrieben und geschrieben. Nun ja, das Ergebnis sehen Sie ja! So bin ich zum Schreiben gekommen!

F3: Ist das bei Ihren Romanen auch so, dass sie so bleiben, wie Sie sie vorlegen, oder gibt es immer noch einen Bearbeitungs- und Kommunikationsprozess mit dem Lektor?

W. Fährmann: Weniger mit dem Lektor. Aber es gibt andere Filter. Wenn ich einen Text entworfen habe, das eine oder andere Kapitel ist schon fertig, dann lese ich es meiner Frau vor. Wenn die die Stirn runzelt, dann weiß ich, ich muss da noch mal ran! Früher, als die Kinder noch im Hause waren, habe ich das auch den Heranwachsenden vorgelesen und habe ihre Einwände sehr ernst genommen und geprüft. Wenn das Manuskript einigermaßen ‚reif‘ ist (Gerhard Haas z. B. wird Ihnen ein Lied davon singen können), schicke ich es an gute Freunde, und zwar an solche, die mir nicht Honig um den Mund schmieren, sondern die schon sagen, was Sache ist. So kommt es, dass ich die Vorlage immer wieder überarbeite. Ich bin natürlich in einer unvergleichlich guten Lage. Ich habe mich mit 57 Jahren als Schulrat beurlauben lassen, weil ich nicht mehr ganz gesund war und ich mich entscheiden musste: schreiben oder Schulrat sein. Meine Frau hat mir geraten: Lass dich beurlauben! Das ist mir schwer gefallen, weil ich auf schwierigem Wege Lehrer geworden bin.

Ja, es gibt viele Filter, bevor ich das Manuskript wegschicke. Es gibt viele kritische Leseprozesse anderer Menschen und auch meine eigenen, bis ich dann irgendwann weiß: Jetzt muss das Manuskript raus, im Augenblick kannst du es nicht besser.

F4: Ihre Auflagenhöhe ist ja beachtlich. Aber hätten Sie vom Schreiben von Jugend- und Kinderbüchern leben können?

W. Fährmann: Spätestens seit dem *Lukas B.*, spätestens seit diesem Buch, das acht Literaturpreise bekommen hat, verfilmt wurde und in vielen Übersetzungen vorliegt, geht es mir finanziell nicht schlecht.

F5: Können Sie etwas zur Rolle der Religion in Ihren Büchern sagen? Wollen Sie die Kinder da inspirieren?

W. Fährmann: Ich möchte nicht so gerne verkappte Religionsbücher für den Unterricht schreiben. Der *Lukas B.* spielt um 1870. Damals spielte die Religion im persönlichen und im gesellschaftlichen Leben eine ganz, ganz große Rolle. Sie war ein lebensbestimmendes Elixier für Gesellschaft und viele Einzelne. Ich schreibe ein Buch, das in dieser Zeit spielt. Soll ich die Religion aussparen? Wäre das nicht Geschichtsklitterung?

Mir ist oft gesagt worden: „Lassen Sie doch diese christlichen Aspekte aus den Büchern raus. Sie würden viel mehr Leser finden.“ Dann kann ich nur immer ganz getrost darauf verweisen, dass nicht nur die Indianer Indianerbücher lesen, d. h. dass es sicher auch viele Nichtchristen gibt, die neugierig danach greifen.

F6: Ist die christliche Färbung Zeitkolorit oder Ausdruck einer Intention?

W. Fährmann: Das mischt sich, aber es ist auf jeden Fall in erster Linie Zeitkolorit. Wenn ich z.B. vom Widerstand christlicher Jugendgruppen in der Nazidiktatur schreiben will, dann soll deutlich werden, wo die Kraftquellen dieser Menschen sprudeln.

B. Rank: Mit Gerhard Haas habe ich oft über Ihre Bücher gesprochen und es ist noch ein Gesichtspunkt, der hier genannt werden muss: Es geht ja nicht nur um Religion, sondern auch um Konfession. Sie sind katholisch, und das merkt man. Ich habe nicht gezählt, wie viele Messen in Unter der Asche die Glut gefeiert und in aller Ausführlichkeit geschildert werden, es sind schon erstaunlich viele. Und Leute wie Gerhard Haas, der ja, Sie wissen es, auch christlich geprägt ist, aber protestantisch, die stört es zuweilen ein wenig, dass Ihr Buch in diesem Punkt so ‚arg‘ katholisch ist.

W. Fährmann: Lesen Sie mal den *Mann im Feuer*. Eine andere Zeit, ein anderes Beispiel. Was war denn mit Katholiken und Evangelischen in jener Zeit? Die standen sich gegenüber wie Katz und Hund. Ich bin nach Lippe gezogen in das letzte Dorf im reformierten Lipperland. Das nächste Dorf lag in Preußen, das erste rein katholische Dorf. Ich habe in den drei Jahren, in denen ich dort gewohnt habe – die Dörfer lagen nur 3 km auseinander – nicht einen einzigen Menschen gesehen, der von Leopoldstal nach Sandebeck gegangen ist, und keinen, der rübergekommen ist. Es gab eine Mauer zwischen den Konfessionen und Gehässigkeiten. Es war z. B. üblich, dass die Katholiken am Karfreitag ihre Wäsche draußen aufhängten, es war üblich, dass die Protestanten am Fronleichnamstag ihren Mist rausfuhren.

Mit der ökumenischen Bewegung kommt etwas Neues und das liegt mir sehr am Herzen. Aber ich will nicht schön färben, was gewesen ist. Wenn man Ökumene als einen Fortschritt verstehen will, dann muss man wissen, was vorgestern los war, und dann schaut man getroster in die Zukunft. Wie war das denn, wenn früher in katholischen Gegenden ein Mann eine evangelische Frau heiratete? Das war ein Familiendrama! Wenn heute ein evangelischer Christ eine katholische Frau heiratet, dann sind die Eltern dankbar, dass sie überhaupt einen Christen gefunden hat. So haben sich die Zeiten geändert.

Natürlich spielt das eigene Erleben eine Rolle. Es werden ja nicht nur Messen geschildert, sondern es wird aus dem Zeitkolorit heraus geschildert, wie eine liturgische Bewegung fortschreitet. Ich schildere das Leben katholischer Jugendgruppen. Da liegt es nahe, katholisches Leben zu schildern.

F7: Wie sind Sie als Lehrer mit Ihrer eigenen Literatur im Unterricht umgegangen?

W. Fährmann: Oh, mit langen Fingern! Als ich Schulrat war, da haben manche Lehramtskandidaten oder auch junge Lehrerinnen und junge Lehrer gedacht, sie hätten mir einen besonderen Gefallen getan, wenn sie einen meiner Texte für ihren Unterricht wählten. Ich habe mich sofort umgedreht und gesagt: „Ich komme in vierzehn Tagen wieder. Machen Sie das bitte nicht noch mal!“ Denn stellen Sie sich mal vor, die hätten gesagt: „Ihr Text ist Mist!“, dann

wäre ich schon betroffen gewesen. Oder sie hätten mir vielleicht geschmeichelt. Das wäre mindestens so schlimm gewesen. Auch als Lehrer in meinen Klassen habe ich mit meiner Literatur nichts am Hut gehabt. Ich habe viel vorgelesen, niemals meine eigenen Bücher. Es gibt dort zu viele Abhängigkeiten, wissen Sie, und das fände ich nicht toll, wenn die Schüler mir zu Gefallen schöne Augen gemacht hätten.

F8: Was würden Sie sich von uns als zukünftigen Lehrern wünschen, wie wir mit Ihrer Literatur im Unterricht umgehen?

W. Fährmann: Es gibt didaktische Hilfen zu meinen Büchern. Die habe ich nicht gemacht, sondern irgendwer. In pädagogischen Zeitschriften waren sie abgedruckt und sind dann vom Verlag mit den Rechten erworben worden. Dort kann man sie also bekommen.

Was würde ich mir wünschen? Ich würde mir auf jeden Fall wünschen, dass Sie nicht das tun, was mir eine Schülerin schrieb: „Auf meine Intention ist *Es geschah im Nachbarhaus* Klassenlesestoff geworden“ (in einem Gymnasium, achte Klasse). Und dann schreibt sie: „Wir haben dieses Buch behandelt“ – das ist schon ein sehr bezeichnendes Wort – „wir haben dieses Buch behandelt von Anfang November bis Ende Februar. Wir konnten es nicht mehr sehen!“ Dann schreibt sie einen wunderbaren Satz. „Ich hätte so gerne an meinem Lieblingsbuch etwas gehabt, was ich nicht interpretieren musste.“

Natürlich können Sie auch mit Jugendliteratur im Unterricht Mist machen, nicht nur mit klassischer Literatur. Ich würde mir wünschen, dass Sie eine Lehrerin voller Begeisterung werden und vielleicht das eine oder andere meiner Bücher in Ihrer Klasse zum Gegenstand Ihres Unterrichts machen. Begeisterung kann überspringen. Das würde ich mir wünschen!

Ich erzähle mal zum Schluss zwei kleine Episoden: *Der überaus starke Willibald* ist in mir bekannt gewordenen 54 Schulen zu einem Theaterstück umgewandelt worden, 12 davon habe ich gesehen. Mehrmals hat man den *überaus starken Willibald* in ein Musical verwandelt, Eltern und Lehrer haben das Orchester gestellt und einige Schüler waren auch dabei. Die Schüler haben gespielt und gesungen und taten das mit einer unwahrscheinlichen Unbefangenheit. Das war für mich ein großes Erlebnis. Von den 12 Aufführungen, die ich gesehen habe, glichen sich keine zwei. Sie waren höchst unterschiedlich, auch in der Auswahl der Stellen, in der Bearbeitung des Textes. Manche Lehrer haben dann ein bisschen ängstlich auf mich geschaut, ob das, was sie mit dem Text gemacht hatten auch meine Zustimmung fand. Es fand sie stets. Man soll ja mit den Texten arbeiten und nicht mit dem Weihrauchfass daran gehen. Der kreative Umgang mit Texten, das ist immer etwas, was mich reizt.

Ein Letztes: Es gibt ein Bilderbuch von mir, das heißt: *Franz und das Rotkehlchen*. Franziskus predigt den Vögeln, das ist der Mittelteil dieses Buches. Es ist in unsere Zeit geholt. Ein Junge will unbedingt einen Vogel im Käfig haben. Er hat einen Käfig im Keller entdeckt und hört, dass die Familie früher einen Kanarienvogel namens Fidibaldi hatte. Die Eltern wehren ab und sagen: „Was machen wir, wenn wir in Ferien fahren?“ Die Mutter sagt: „An mir bleibt die Arbeit hängen.“ Und der Opa sagt: „Wilde Vögel gehören ins Freie und nicht in den Käfig.“ Aber da ist ein Nachbarjunge, der sagt: „Ich fange dir einen Vogel.“, und er erwischt auf trickreiche Weise ein Rotkehlchen. Das kommt nun in den Käfig. Vater und Mutter waren den ganzen Tag nicht da, Opa war im Garten. Sie kommen abends nach Hause und reagieren sehr unterschiedlich, Vater und Mutter finden sich irgendwie damit ab. Aber der Opa nicht! Der sagt: „Das Tier gehört ins Freie.“ Er erzählt dem Jungen abends die Franziskus-Legende von der Vogelpredigt mit einer leichten Variation:

Unter den vielen Vögeln, denen Franziskus predigt, ist auch ein Rotkehlchen. Und das ist so zutraulich. Ja, es hüpfte, als alle anderen Vögel schon weg sind, dem Franziskus auf den Finger. Da sagt einer seiner Brüder, die bei ihm sind: „Halt es fest! Wir bauen einen Käfig und nehmen das Vögelchen mit. Es kann uns Lieder singen!“ Franziskus antwortet: „Der Vogel hat seine Flügel nicht dafür bekommen, dass wir ihn in den Käfig sperren!“ Und er weigert sich, den Vogel einzufangen. Der Vogel begleitet nun freiwillig diese Gruppe und singt ihr ein Abend- und ein Morgenlied. So. Das erzählt der Großvater. In einer etwas unvermittelten Bekehrung geht der Junge am nächsten Morgen mit dem Käfig in den Garten und lässt das Rotkehlchen frei. Das Rotkehlchen verliert ein Federchen. Das nimmt der Junge als Erinnerung mit. Das Rotkehlchen singt ihm jeden Abend in der Hecke ein Abendlied.

Das ist der Text. Was machte nun eine Grundschullehrerin daraus? Sie hat mit diesem Text Theater gespielt. Die realistischen Passagen, also mit Opa, Vater und Mutter, Freund und dem kleinen Franz, lässt sie von Kindern spielen. Die Legendenszene – sie hat eine riesige Leinwand aufgebaut –, die Legende wird mit Stockpuppen als Schattenspiel hinter der Leinwand gespielt. Sie hat also die reale Szene real gespielt, die legendäre im Schattenspiel. Kann man das besser machen? Ich war hingerissen von dieser Aufführung. Ich erhoffe mir von Ihnen, dass Sie viele solche tollen Ideen haben. Übrigens, bitte, nicht nur mit Fähmann, es gibt auch noch ein paar andere bemerkenswerte Autoren!

Von Bernhard Rank zusammengefasste
und vom Autor durchgesehene Fassung des Gesprächs